In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(13. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Die nächsten Abende kamen Hermann sehr lang und langweilig vor. Das schlechte Wetter hielt an. Er konnte nicht mehr die Stadt durchstreifen, all die Altmünchner Winkel, die sich in der Dämmerung so besonders schön machten. Im Theater reizte ihn nichts. Er versuchte es mit dem Kino; aber das ödete ihn bald an. So saß er in seinem Atelier und schrieb Briefe, an die Eltern, an Ruth, ans Eulchen und schließlich an Fritz Kähl. Sie schrieben auch alle wieder, Mutter und Eulchen ausführlich, Vater nur ein paar Grußzeilen, Ruth erst flüchtig, dann längere Berichte. „Ich bin jetzt viel bei Falkenbergs," hieß es einmal. Und ein paar Tage darauf: „Ich war mit Anna in Potsdam, einen ganzen Tag lang. Vormittags Sanssouci, nachmittags Babelsberg. Das Wetter war herrlich." Und dann: „Anna war gestern zum Tee und Abendbrot bei uns."

Die Josephinenstraße schien sich also wieder vertragen zu haben.

Auch von Fritz Kähl kam ein langer Brief. Natürlich Schreibmaschine. In den Werken diktiert. Er enthielt größtenteils Nachrichten aus den Werken. Es ging mit dem Ausbau nicht so schnell, wie man gedacht hatte. Die ersten Baupläne seien verworfen worden; sein Vater wollte nun noch warten, bis Fritz' zweite Versuche abgeschlossen seien. Dann könne alles auf einmal in den Neubau genommen werden. Die Versuche gingen gut vorwärts, er sei dicht vor der Lösung. Ein rein chemischer Bericht schloß sich an. Zwei chemische Wochenschriften trafen mit gleicher Post als Drucksachen ein. Hermann legte sie zuerst achtlos beiseite. Was ging ihn das alles noch an. Als aber der lange Regenabend kam, griff er doch nach den Blättern, las anfangs flüchtig, bis er auf Stellen stieß, die Fritz Kähl angestrichen und mit Randbemerkungen versehen hatte. Kluge Schlagworte standen da neben den Druckspalten, manchmal nur die Andeutungen einer chemischen Formel, deren Zusammenhang mit den Berichten Hermann erst durchdenken mußte. Dann aber wurde das Gebäude schließlich klar und plastisch. An alte Zeiten mußte er denken, an Schüler- und Studententage: da hatte er mit Fritz im väterlichen Privatlaboratorium in der Josephinenstraße gestanden und Fritz hatte vor ihm manchen chemischen Aufbau errichtet, hatte ihn geleitet und geführt. Auch immer mit einigen wenigen Sätzen, die mehr anregten, als selbst klärten. War es jetzt nicht wieder so. War es damals nicht interessant gewesen und wurde es jetzt nicht wieder interessant. Durch ihn, durch Fritz Kähl?

Hermann wehrte sich: er wollte sich nicht von den alten Banden neu einfangen lassen. Sie waren zerrissen, und sie sollten zerrissen bleiben.

Aber sein Wehren half ihm nichts. Er stand eines Tages dicht bei der Universität vor einer Buchhandlung und durchsuchte das Fenster nach Fachwerken, entdeckte sie, ging in den Laden und kaufte nicht nur den gesuchten Band, sondern auch zwei Neuerscheinungen, die Fritz in der Bücherbesprechung der chemischen Wochenschrift angestrichen hatte. Er saß bei Professor Wolff vor der Staffelei und ertappte sich plötzlich, daß seine Gedanken weit ab waren von Farbe und Leinwand, daß sie ihre Wege in die Versuchsabteilung der Zimmer-Werke nahmen. Unwillig war er dann, riß sich zusammen, mischte mit Energie auf der Palette. Aber es wollte ihm keine Mischung und kein Strich recht gelingen. Es wurde alles halb.

Das fand auch Professor Wolff. Er stand mit Kopfschütteln hinter Hermann. „Nein, nein, mein Lieber, so geht es nicht." Selbst nahm er den Pinsel und korrigierte. „Sehen Sie: so muß das sitzen. Ein Tüpfelchen genügt da, um das Licht auf dem Haar herauszubekommen, aber ein Tüpfelchen und nicht ein so großer Schmirakel, wie Sie da machen wollen. Empfinden muß das sein. Empfinden." Und er ging weiter zu Felix Fechtner, stand da, schaute, nickte und war zufrieden. Ja, der Fechtner, der konnte was. Mit Neid sah es Hermann.

Vierzehn Tage ging das so, drei Wochen. Dann hatte es sich abgeregnet. Und plötzlich schien eine heiße Sommersonne über München. Es trocknete auf den Straßen. An Hermanns Rad saßen keine Spritzer mehr; aber dick lag der Staub zwischen den Speichen auf den Felgen.

Der Wolffsche Kreis schmolz zusammen. Die beiden Mädels rückten als erste aus: nach Dachau. Sie wollten in die freie Luft. Dann flog der eine Kollege davon: er ging heim an den Bodensee; da war es jetzt schöner, er könne nicht mehr malen vor Heimweh.

„Nicht mehr malen vor Heimweh"; der Satz ging Hermann eine ganze Weile nach.

Als er am Freitag vom Professor kam, lag wieder der Brief von Fritz da und wieder ein Bündel Zeitschriften. Er schob sie beiseite, machte kehrt und setzte sich wieder auf sein Rad. Zu Fechtner fuhr er. Das hieß die ganze Strecke bis Nymphenburg zurück. In die Berge sollte der Fechtner mitkommen über Sonnabend und Sonntag. Das würde Hermann auf andere Gedanken bringen. Hinaus wollte er, fort von seiner Malerei, fort von seinen Briefen. Anderes sehen, von anderem sprechen.

Gerade gegenüber vom Schloß wohnte Fechtner in einem der kleinen alten einstöckigen Häuser am Bassin. Vorn hatte ein Schuster seine Werkstatt, auf alte gute Art mit Oellampe und Glaskugel, ein Original, das auf seinen König schwor und auf die neue Zeit schimpfte, dem jedes Auto ein Greuel war, der die Villenbauten drüben haßte, dafür aber Nägel unter die Sohlen klopfen konnte, die selbst die Tour über's Totenkirch'l im Wilden Kaiser aushielten.

Durch die Werkstatt mußte man durch, wenn man in Fechtners Bude wollte.

Meister Thalhofer zeigte dann auch mit dem Daumen über die Achsel, als Hermann eintrat. Er war ihm kein Fremder. „Gehn's man, Herr Baron, der Herr Fechtner ist hinten."

Fechtner lag auf seinem schmalen Eisenbett; die Ueberdecke im gewürfelten Bezug hatte er zurückgeworfen, das Kopfkissen zu einem Knäuel geballt. Heiß und dumpfig war es in dem niedrigen Raum, in dem es immer etwas modrig roch. Es war ein jammervolles Quartier. Noch nie war das Hermann so aufgefallen.

Nur den Kopf wandte Fechtner: „Verzeih, wenn ich liegen bleibe. Aber weiß der Henker, was es ist, ich fühle mich hundeelend und hundeschlapp. Jedes Glied ist ein Zentner und der Kopf ist wie Meister Thalhofers Schusterkugel. Der Teufel soll's holen!"

Er streckte Hermann müde die Hand entgegen.

Hermann hörte die Worte nur halb, er sah den Kollegen kaum an. Nur bei seinem Ausflugsplan war er. Den entwickelte er „Also morgen früh mit dem Sechs-Uhr-Zuge. Kommst du mit?"

Fechtner lächelte: „Wenn ich nur kann."

„Du wirst schon können. Den Magen hast du dir verkorkst, das ist alles. Ich hole dir ein bißchen Pepsin aus der Apotheke und einen Schuß Kognak dazu. Um fünf nimmst du zwei Aspirin und morgen früh bist du gesund und frisch auf dem Bahnhof. Den Rest treibt dir die Bergluft aus."

Wieder saß er auf dem Rad und kehrte mit den Medikamenten zurück, stellte alles zurecht.

„Auf Wiedersehen morgen früh, Fechtner. Ich sag dem Professor, daß wir ausflögen."

Am nächsten Morgen wartete Hermann mit den Fahrkarten in der Hand in der Vorhalle des Starnberger-Bahnhofes. Die Menschen fluteten an ihm vorbei, halb München schien schon auf den Beinen. Der Zeiger rückte. Es würde eine scheußliche Fülle im Zuge werden. Und Fechtner kam natürlich wieder in der letzten Minute, so daß sie sich nur mit Mühe in den Zug würden hineinquetschen können.

Noch zwei Minuten bis zum Abgang des Zuges — noch eine Minute. Jetzt wurde es aber wirklich höchste Zeit.

Wenn aber Fechtner nun überhaupt nicht kam. Wenn er ihn im Stich ließ. Sollte er allein fahren? Ach, Fechtner kam schon, wenn er nicht einen triftigen Grund hatte, der ihn zurückhielt.

Ueber den Vorplatz spähte Hermann, die Front des Hauptbahnhofes entlang und dann die Seite drüben, wo der „Deutsche Kaiser" lag. Die letzten Ausflügler stürzten im Laufschritt in die Halle. Aber Fechtner war nicht zu sehen.

Bis an die Sperre ging Hermann. Dann fahre ich eben allein. Doch im letzten Augenblick stockte er. Warum kam Fechtner nicht? Jetzt erst fiel ihm ein, wie elend er gestern gewesen. Sollte es schlimmer geworden sein, ernst?

Plötzlich stieg die Sorge in Hermann auf. Aber er drückte sie nieder. Was sollte Fechtner denn fehlen? Warum sich ängstigen? Er ging durch die Sperre, lief den Zug entlang. Gedrängt voll waren die Abteile, in den Gängen standen schwatzend, lachend die Menschen. Lauter gesunde, rotbäckige Jugend. Alles voll Bergluft. „Vorwärts, vorwärts," rief man ihm zu. „Hier ist noch Platz für einen. Na, kommen Sie doch."

Da stutzte er wieder. Wie elend Fechtner gestern ausgesehen hatte. Seine Wanderfreude verflog. Er trat zurück und ließ den Zug abfahren. Das lachte und brauste und jodelte hinein in das Puffen der Maschine und das Geratter der Wagen. Man hörte es noch, als der Zug eine ganze Weile fort war. Dann wurde es still auf dem Bahnsteig. Fast bedrückend still.

Und Hermann stand da und hielt seine Fahrkarte in der Hand. Langsam wandte er sich ab und ging zum Ausgang. „Ich will doch lieber nach Fechtner sehen."

Es war gut, daß er nach Nymphenburg herausfuhr. Meister Thalhofer mochte ein ausgezeichneter Schuster und lieber Wirt sein, aber von Krankenpflege hatte er keine Ahnung. Und krank war Fechtner. Das sah Hermann auf den ersten Blick. Er faßte nach Kopf und Puls. Das Fieber war stark. Ueber Schmerzen klagte Fechtner nicht, nur über Mattigkeit. „Die Glieder sind so schwer, Zimmer. Und der Kopf."

„Ich werde einen Arzt holen."

„Um Gotteswillen, laß den Unsinn bleiben."

„Sei still, ich hole einen Arzt."

Meister Thalhofer hatte seit dreißig Jahren keinen Arzt gebraucht. Der letzte war in seinem Hause gewesen, als seine Frau starb. Und der war inzwischen auch gestorben. So ging Hermann zum Professor Wolff und ließ sich dort eine Adresse geben.

Dr. Bock stand eine ganze Weile am Bett, behorchte die Lunge und das Herz. „Es sitzt ein wenig in den Bronchien. Nicht ernst. Aber vorsichtig müssen wir sein bei dem Fieber. Die Ecke am Bassin neigt zu Malaria. Ich werde etwas Chinin verschreiben." Er sah sich in der Stube um. „Wer kocht hier für Herrn Fechtner?"

Das war ein böser Punkt. „Meister Thalhofer wird's schon machen," meinte der Patient, „außerdem: ich habe gar keinen Hunger."

Da zog der Arzt Hermann hinaus, nicht nur aus dem Zimmer, sondern gleich durch die Werkstatt hindurch bis auf die Straße. Als sie dort in der Morgensonne standen und wieder tief Luft holen konnten nach all dem Modergeruch im Hause, sagte er: „Sie sind doch mit Herrn Fechtner befreundet, nicht wahr?" Und als Hermann nickte, fuhr er fort: „Ich kenne diese Art Quartiere in der Gegend und ich kenne auch diese Art Patienten. Der junge Mann muß aus diesem Loch ohne Licht und Sonne raus. Das ist die Hauptsache. Nach Hause schicken können wir ihn jetzt nicht, eine Bahnfahrt ist ausgeschlossen. Geld wird auch nicht da sein. Und in einer Krankenkasse ist er natürlich auch nicht."

„Ich übernehme alle Kosten, Herr Doktor."

Der Arzt sah Hermann prüfend an. Von oben bis unten. Sah einen guten Anzug und gutes Schuhzeug. „So — so. Dann wird sich ja das weitere leicht regeln. Dann geben wir ihn in ein Krankenhaus."

„Ist das unbedingt nötig?"

„Gute Pflege, geregelte Ernährung sind Grundbedingung."

„Ich würde ihn gern zu mir nehmen. Ich habe zwei schöne Zimmer in der Leopoldstraße und könnte für alles sorgen."

Noch einmal ging Dr. Bocks Blick prüfend über Hermann. Dann nickte er und war einverstanden.

So kam Felix Fechtner in Hermanns Wohnung. Ganz leicht war das nicht, er wollte von Hermann nichts annehmen. Halb mit Gewalt mußte Hermann und der Arzt ihn in das Auto packen. Meister Thal-

hofer half dabei, er war froh, daß er den Kranken los wurde und die Miete trotzdem weiter erhielt.

Den zweiten Kampf gab es mit Frau Palzow. Sie wollte den Kranken nicht aufnehmen, sie fürchtete sich. Da wurde aber Dr. Bock energisch, klar und deutlich auf gut bayrisch: Christenpflicht und verdammte Schuldigkeit, das ging in einem hin. Bis die Wirtin nachgab und dann auch gleich sehr eifrig wurde: sie holte frische Wäsche und glättete selbst das Laken.

Als Felix im weißen sauberen Bett lag und durch das hübsche Schlafzimmer sah, gab er den letzten Widerstand auf, den äußerlichen und den innerlichen. Er ließ sich schwer in die Kissen sinken und schloß die Augen. „Ja, Zimmer," sagte er leise, „jetzt glaub ich's auch: ich bin krank."

Er war dann auch ein geduldiger Kranker. Er ließ sich pflegen. Und Frau Palzow erwies sich als eine gute, mütterliche Pflegerin, kochte kräftige Fleischbrühen und kleine gute Gerichte, zu denen Hermann die Zutaten besorgte.

Hermann kam in diesen Tagen nicht zu Professor Wolff hinaus. Er saß meist still an Fechtners Bett und beobachtete den Kameraden, der still und apathisch dalag. Oder er war nebenan in seinem Atelier, in dem er sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, schrieb Krankheitsberichte an Fechtners Eltern ins Schwarzwald-Pfarrhaus oder Briefe nach der Josephinenstraße und an Fritz Kähl. Oder er las, las in den dickleibigen Bänden, die er sich jüngst erstanden hatte. Aber während er die Feder über das Papier laufen ließ, die Seiten umblätterte, horchte er immer hinüber in das Krankenzimmer.

Und dann trafen die Gegenbriefe ein, besorgt und dankerfüllt und voller Fragen aus dem Schwarzwald, kurz und herzlich aus der Josephinenstraße, lang und ausführlich, voll technischer Einzelheiten aus den Werken. Die Schwarzwaldbriefe las er dem Sohne vor; die anderen las er drüben im Atelier; sie freuten ihn, aber sie schienen ihm leer; er wußte nicht, weshalb. Bis er eines Morgens vor seiner Staffelei stand und auf die Leinwand schaute, auf die er das Mädchenprofil gezeichnet. Warum schrieb niemand ein Wort von Lisa? Er setzte sich an den Schreibtisch, aber er brachte es nicht fertig, Ruth zu fragen: was macht Lisa Kähl? Und Fritz erst recht nicht. Er scheute sich.

Es dauerte doch ziemlich lange, bis Felix Fechtner wieder hoch kam. Erst nach einer Woche wich die gänzliche Apathie, wich das Fieber. Und nun mahnte Dr. Bock zu doppelter Vorsicht. „Jetzt hübsch stille liegen, damit wir keinen Rückfall bekommen, der könnte wirklich ernst werden."

Es war nicht leicht für Hermann, Fechtner im Bett zu halten. Der wollte gleich wieder heraus, wollte wieder in seine Bude zu Meister Thalhofer und ins Atelier zu Professor Wolff. „Ich kann dir doch nicht ewig auf der Pelle sitzen, Zimmer."

„Du störst mich nicht."

„Aber ich stehle dir deine Zeit. Immer mußt du hier bei mir hocken, statt zum Professor zu gehen."

„Mit meiner Malerei eilt es nicht."

Hermann hatte das leichthin gesagt. Aber als die Worte heraus waren, erschrak er. Hatte er nicht die Wahrheit gesprochen: „Mit seiner Malerei eilte es nicht." Und wie wichtig war es ihm in Berlin um seine Malerei gewesen. Wie hatte er hinausgedrängt, um sie zum Mittelpunkt seines Lebens zu machen, sich ihr ganz zu ergeben. Und was war sie ihm jetzt? Fühlte er wirklich den inneren Drang zu ihr in sich, hatte er sie auch nur eine Stunde entbehrt, während der Tage, an denen er für Fechtner sorgte? Hatte ihn Krankenpflege, Briefe und Bücher nicht mehr erfüllt als die Kunst? Er schämte sich — es mußte anders werden.

(Fortsetzung folgt)

Reiseabenteuer im Herzen

Von **Paul Elbogen.**

Als der elegante Herr Karl nach einem metallisch durchzackten Schlaf von mehreren Stunden erwachte, bemerkte er, daß sich das Bild des Abteils völlig verändert hatte: die beiden jagdlich gekleideten Herren waren ausgestiegen, ebenso die häßliche ältere Person „ohne Gesicht" — wie er sie bei sich selbst genannt hatte — die stundenlang sich mit einer vierseitigen Zeitschrift beschäftigt hatte. An der Stelle dieses flachen, weißen, kennzeichenlosen Kopfes sah Herr Karl nun das schlafende Antlitz eines jungen Mädchens, seinem Platz genau gegenüber; das schmale Haupt mit den blonden Haaren von der Farbe heller Bastkörbe berührte oberhalb der Schläfen die Wand, die Augen waren geschlossen.

Der Betrachter, derlei Empfindungen seit seiner Knabenzeit entfremdet, vermochte sich, im Innersten bewegt, nicht von diesem Anblick zu wenden; ohne sich zu rühren, voll Angst vor jeder Veränderung betrachtete er, verwirrt und gerührt durch eine Menge durcheinander zielender Gedanken und Gefühle, dieses Mädchengesicht, in dem alle Linien wie von der Hand eines selbstsicheren Künstlers gezogen waren, der sich bewußt ist, nichts mehr auslöschen zu können — eine Silberstiftzeichnung. Vollendet der umgekehrte Spitzbogen, von den beiden leicht eingesenkten Schläfen zum zarten Kinn herabziehend, fest und klein und rot die drucklos aufeinanderruhenden Lippen. Der beobachtende Blick des Mannes verlor sich in den sehnsüchtigen Schatten der geraden Nase mit den hochschwingenden Flügeln, ruhte lange in den beinahe kreisrunden Nischen der geschlossenen Augen, um verträumt immer von neuem der Vollkommenheit der Stirnlinien zu folgen, dieser Stirn, die wie ein Giebelfeld auf den Arkaden der Brauen zu lasten und zugleich zu schweben schien. Zugleich sagte er sich — so wie im Halbschlaf Vernunft und Traum einander durchkreuzen—, daß diese seine Hingabe an verschollene romantische Gefühle ihm völlig ungemäß sei: war er nicht seit ungezählten Jahren unter Freunden und Bekannten als „Frauenfreund" berüchtigt und geachtet! Hatte er mit seinen beinahe vierzig Jahren jemals länger mit einem Mädchen, einer Frau zu schaffen gehabt als Tage, Wochen oder Monate! Warum zwang in der Anblick dieses schlafenden Gesichtes in Zeiten zurück, da er noch an Ehe und Familienglück gedacht hatte, an „ewige Liebe" und derlei Kindereien! Aber so mußte er sich auch fragen, während seine Augen wiederum dem klaren und reinen Zuge der schönen Bogen und Wölbungen folgte — war er in all den Jahren glücklich gewesen; hatte er das gekannt, was manche seiner bürgerlichen Freunde „Zufriedenheit" nannten!? War er nicht vielmehr, gejagt von der eigenen Unrast, ohne verweilen zu können, zu wollen, zu dürfen, raffend vorangeeilt wie ein alternder Mann, der noch am Ziel zu versäumen fürchtet?! Hier könnte man verweilen! Ein Blick über die stille und süß überschimmerte Landschaft dieses Angesichts — und alle hastvollen und vorwärtspeitschenden Gefühle waren verlöscht. Göttinnenstirn — Augenhöhlen: Nester der Zärtlichkeit — runde makellose Wangen: unversehrt von Reif und Stürmen — qualloser Mund — spitzbogiges Kinn: Kelch des Gesichtes! Viele Jahre und Jahrzehnte hast du Zeit, mit diesem Mädchen zu leben, es kennenzulernen, sich kennenlernen zu lassen!

Herr Karl mußte die Augen schließen, so heftig fühlte er sein sonst so beherrschtes Herz schlagen: das war das Ge-

sicht, das alle anderen vergessen machen konnte, lebendig, eigenartig, und dennoch voll ungeahnter Befriedung, sinnenfreudig und schicksalergeben. Es gab also wahrhaftig diese „Liebe auf den ersten Blick“ — wie er es mit einem feilen Wor bezeichnen mußte —, diese augenblickliche Zuneigung und Sympathie, deren Strahlung man sich nicht entziehen konnte! Ja — warum sollte man, wenn man noch nicht vierzig Jahre alt war wie er, nicht unbedingt und folgenblind sein dürfen! Jahrelang hatte man ebenso bedenkenlos verabschiedet und bewillkommnet — man konnte eine ganz neue, geruhige, erfülltere Zeit anbrechen. Hatte er unter all den Frauen, die ihm in diesen Jahren begegnet waren, auch nur eine gekannt, die ihm, wie dieses unverwandte Angesicht vor seinen Augen, einsame Vergangenheit des Knaben wachgerufen, gemeinsame Zukunft des reifen Mannes hätte ersehnen lassen?! Niemals hatte es zu so belebtem Verweilen geladen wie in dem freudigen Tag dieses schlafenden Antlitzes

Schon vermochte der Betrachter seine in allen Farben aufglühenden Luftbilder nicht mehr zu vernebeln: nie mehr — so gelobte er sich — nie mehr wollte er dieses Wesen, wer es auch sein mochte, entbehren, an seiner Seite würde er Gutes und Schlimmes erleben, dieses geliebte Gesicht zur Seite würde er altern, sterben — den Blick trostvoll festgebannt auf den himmelklaren Linien zwischen Scheitel und Kinn.

Da öffnen sich rasch und ohne Zwinkern die Lider. Harte, gierige, unrastende, wissende Augen von grünbräunlicher Mißfarbe blicken dem enttäuschten, aber zugleich auch plötzlich erweckten, entwirrten Herrn fragend blinzelnd entgegen, in jener ihm nur allzu wohlbekannten, verlockenden Art. Und da er nun nach einer Weile mit einem seiner hundertfach erprobten weltmännischen Sätze ein Gespräch beginnt, wird die leise und sekundenlang aufknospende Wehmut über endgültig Verlorenes durch die alte und unwiderstehliche Jagdlust verdrängt.

Kritik am neuen Empfangsherrn

Von Georg Geiersberg.

Nach dem gesandten Lichtbild handelte es sich bei dem neueingestellten Empfangschef des Modehauses „Chic“ um einen gepflegten Herrn mittleren Alters mit höchst ausdrucksvollem, gemäßigt gerundetem Gesicht und eher dichtem als lichtem Haarwald, kurz einen durchaus ansprechenden Herrn.

Aber —!

Aber als Herr Werner Stauffinger erschien, da war sich der Chef von „Chic“, Herr Direktor Schlanker, einig: das ist er gar nicht! Diesen Mann mit dem viel zu breiten Gesicht, dem stumpfen Blick, dem lichten Haar, hätte er unmöglich verpflichtet, wenn er auf dem Bilde so aussah, wie er dort leider nicht aussah

Nun, Herr Stauffinger begann seinen Dienst. Das ließ sich nicht vermeiden. Er ahnte wohl nicht einmal, wie entsetzt der Chef über sein Aussehen war.

Er wunderte sich nur, daß ihm der Chef in der ersten Minute bereits sagte:

„Das Haar bitte ich etwas gepflegter zu tragen, Herr Stauffinger; ich bitte, mich recht zu verstehen — im Interesse unserer Kundinnen. Vielleicht angelegt, einen Scheitel, oder sonst, wie Sie denken, nur nicht so künstlerisch, bitte.“

„Gewiß, gern, Herr Direktor!“

Sonst stand der Chef des Modehauses „Chic“ häufig gemeinsam mit dem Empfangschef in der unteren Eingangshalle und teilte sich mit dem Empfangschef die Arbeit des Empfangens und der Zuweisung der Kundinnen an die einzelnen Verkaufsstände; jetzt umging er scheu den Empfangschef Stauffinger.

„Ich kann ihn nicht sehen,“ klagte er daheim seiner Frau. „Er ist zwar höflich, kundig, flink und recht gut für solchen Posten geeignet. Aber er ist zu häßlich.“

Frau Direktor widersprach:

„Ich finde nicht, daß es so schlimm mit ihm ist. Aber ich werde ihn mir noch einmal anschauen. Ich würde nicht gleich wieder kündigen. Wer weiß, ob der nächste, wenn er wirklich besser ausschaut, dasselbe leistet!“

Auch die Freunde des Direktor Schlanker besahen sich der Reihe nach den Empfangsherrn. Es war eine wichtige Angelegenheit. Der Empfangsherr des führenden Modehauses der Stadt mußte tipptopp sein. Da sprachen die Freunde gern und bereitwillig ein Wörtchen des Urteils mit.

„Er ist ein überaus häßlicher Mensch,“ lautete das Urteil des Nachbarn, Apothekenbesitzers Pflüger, der aber selber ein Urbild der Häßlichkeit war.

„Er sieht aus, wie aus einem Hökerladen, Typ von vorvorgestern — das ist aber immerhin mein durchaus persönlicher Eindruck,“ erklärte der Direktor der Stadtbank.

„Ich muß sagen, er hat Formen, die ich auf die Dauer unerträglich finden würde, so unmännlich, so zerfahren, so — na, ich urteile an und für sich streng; bei einem Beamten gibt es so etwas nicht,“ äußerte der Chef der Stadtpolizei.

Den vierten Freund, der ein schlimmer Spötter war, Redakteur eines Witzblattes, bat Herr Direktor Schlanker ausdrücklich darum, sein Urteil nicht erst abzugeben. Er fürchtete sich ehrlich gesagt vor dessen Aussprüchen über seinen neuen Empfangschef.

Am nächsten Ersten erhielt Herr Stauffinger seine Kündigung als Empfangsherr des Modehauses „Chic“.

Er war sehr verwundert.

„Darf ich mir die Frage gestatten — —“

„Zwingende Umstände,“ antwortete ausweichend Direktor Schlanker.

Hingebend versah während der restlichen Wochen seiner Dienstverpflichtung Herr Stauffinger sein Amt. Er trug sein Haar wieder wie üblich. Er zeigte sich höflich, verbindlich, flink und gewandt. Niemand merkte ihm an, daß er sich in gekündigter Stellung befand. Ja, man hatte den Eindruck, daß er in den letzten Tagen in ausnehmend vergnügter Stimmung seinen Dienst versah, natürlich trotzdem in vollster, peinlichster Pflichterfüllung, immer artig, höflich und verbindlich.

Was war dem Empfangschef Gutes begegnet? Eine bessere Stellung? Unmöglich. Eine bessere Stellung als im „Chic“ gab es überhaupt nicht.

Direktor Schlanker zeigte dagegen in diesen Tagen häufig ein verbissenes Gesicht. Er betrachtete mitunter verwundert und nachdenklich den Empfangsherrn.

Am Ende des Monats fragten die Freunde:

„Na, wie sieht denn nun der neue Empfangschef aus? Hast uns das Bild diesmal noch nicht gezeigt — — Oder hast Du ihn nach dem eigenen Augenurteil eingestellt?“

„Wie—so? Was?“

„Na, den neuen Empfangschef. Der alte geht doch morgen —“

Direktor Schlanker schnitt ein ziemlich verlegenes Gesicht. Dann brach er los:

„Er geht, meint Ihr? Ja, er geht als Empfangschef, um als mein Schwiegersohn zu bleiben. Das habe ich davon. Meiner Frau hat er gleich gefallen. Das hätte mir zur Warnung dienen sollen. Frauen haben über das Aussehen solcher Herren ganz andere Ansichten als wir Männer. Sie hat an unsere Tochter geschrieben. Die hatte nichts Eiligeres zu tun, als jeden Sonntag aus ihrem Pensionat herüber zu kommen. Sie hat sich Knall und Fall in diesen Herrn Stauffinger verliebt, und Verlobung wird sein, sobald sie aus dem Pensionat kommt. Was soll ich tun —?“

Die Freunde lachten. Direktor Schlanker wehrte sich gereizt und empfindlich.

„Bitte, meine Herren! Er kann wirklich etwas. Ich habe mich auch erkundigt; er ist von Haus aus nicht unvermögend. Auf das Aeußere kommt es ja gar nicht so sehr an. Uebrigens, das wird Sie interessieren, und ihr scharfes Urteil wirkt daher merkwürdig: meine Tochter hat gesagt, er sieht entschlossen aus, männlich und tüchtig — wie Mussolini —“

Der Witzblattredakteur hob den Finger.

„Ich fand, er sieht eher aus wie Goethe, als er jung war.“

Da er ein ernstes Gesicht zeigte, schwiegen die übrigen Herren zu diesem Ausspruch und zogen nur vor, dem Freunde eiligst ihre Glückwünsche auszusprechen zu diesem Schwiegersohn. — —

Fröhliche Ecke

Folgerung

„Nach der Statistik werden verheiratete Männer älter als Junggesellen!“

„Dann habe ich Aussicht, besonders alt zu werden; ich bin schon zum viertenmal verheiratet!“